

Enttäuscht wird, wer einfach fertige Stundenbilder sucht. Das Werk verlangt vermehrte persönliche Arbeit, Durchdenken und Auswählen (vgl. das Vorwort, S. 9). Eine richtige Katechese kann sicher auch nur auf solche Weise erarbeitet werden. Gerade für die Berufsschulkatechese muß immer wieder betont werden (S. 10 des 1. Teiles!), daß der Seelsorger nicht nur bringen darf, „was sie gerne wollen“, sondern „was sie brauchen“. Wegen der oft geringen Aufnahmebereitschaft der Lehrlinge — in Österreich ist mit wenigen lokalen Ausnahmen der Religionsunterricht an diesen Schultypen bisher rechtlich immer noch nur eine freie Arbeitsgemeinschaft — ist man sonst nur zu oft versucht, nach der Seite des geringeren Widerstandes auszuweichen, also nur die leichtesten, als interessant empfundenen Kapitel hervorzuheben.

Zum ersten Teil möchte ich als Wünsche anmelden: Den Gottesbeweis „e vita“ (S. 69) würde ich nicht so formulieren. Es könnte theoretisch sein, daß man Leben aus anorganischen Stoffen entwickeln könnte. Deswegen bliebe der Gottesbeweis natürlich bestehen, nur müßte er dementsprechend dargestellt werden. Warum sollte Gott nicht die leblose Materie mit der Möglichkeit, unter gewissen Bedingungen oder auch zu bestimmten Zeiten Organismen hervorzubringen, geschaffen haben? Schließlich stehen auch die katholischen Naturwissenschaftler in unserer Zeit zum weitaus größten Teil auf dem Boden der Entwicklungstheorie; sie verlangt natürlich genauso nach dem fortwährenden Schöpfungswillen Gottes. Der Schritt vom Anorganischen zum Organischen müßte nicht notwendig als unter einem ganz anderen Gesetz stehend empfunden werden. Bei dem Kapitel „Das Böse und das Leid der Menschen vor dem Gott der Liebe“ (S. 147 ff.) würde ich stärker hervorheben, daß man die Welt nie unter dem Gesichtspunkt betrachten darf, als wäre der einzelne Mensch oder auch die Menschheit insgesamt Endziel des Geschaffenen, sondern daß nur Gott dieses Ziel sein kann und deshalb auch das allerdings nie ohne eigene schwere Schuld des einzelnen Menschen erfolgende Scheitern in der Sünde im großen Plan eingeordnet und für das Endziel sinnvoll sein kann. Nur müßte dann ebenso betont werden, daß wir kein Recht haben, auch nur für einen Menschen dieses Scheitern als endgültig geschehen anzunehmen.

Im zweiten Teil liegt eine solche Fülle von sorgfältig erarbeitetem Material für die sozialen Fragen vor, daß man dem Verfasser nur herzlich Dank sagen kann. Es ist Sache des einzelnen Katecheten, zu erspüren, wie weit die geistige Fähigkeit und Bereitschaft seiner jungen Zuhörer für diese Fragen reicht. Es ist allerdings Tatsache, daß der Katechet seiner Aufgabe nicht vollkommen nachkommt, wenn er seinen Schülern und Schülerinnen nicht auch in diesen Fragen eine klare Sicht und die richtigen Grundsätze zu vermitteln sucht.

Linz a. d. D.

Dr. Josef Wilhelm Binder

Biographisches

St. Severin. Der Heilige zwischen Ost und West. Von Klemens Kramert-Ernst Karl Winter. I. (235.) 8 Bildtafeln. — II. Studien zum Severins-Problem. Von Ernst Karl Winter. (456.) 8 Bildtafeln und 2 Karten. Klosterneuburg 1958/59, Bernina-Verlag. Beide Bände brosch. S. 180.—.

In der „Vita Severini“ des Euphrosinios aus dem Jahre 511 besitzen wir eine der kostbarsten literarischen Geschichtsquellen, die nicht nur eine Rekonstruktion der historischen Situation an der österreichischen Donau in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts wenigstens teilweise ermöglicht, sondern auch mit einer einzigartigen Persönlichkeit der spätrömischen Ära bekanntmacht.

Die vorliegende Publikation über den heiligen Severin verdankt ihre Entstehung einer eigenartigen Fügung. Der Pfarrer von Heiligenstadt bei Wien, Klemens Kramert, stieß bei der Untersuchung des Bodens der romanischen Jakobskirche auf ein leeres Grab, das von den herbeigerufenen Archäologen einwandfrei als spätrömisch datiert wurde. Die jahrhundertelange Tradition, die Favianis, den Sterbeort Severins, mit Heiligenstadt identifizierte, und die aus der „Vita“ bekannte Tatsache, daß Severins Leichnam sechs Jahre nach der provisorischen Beisetzung von der aus Ufernorkum abziehenden Mönchsgemeinde nach Italien übergeführt wurde, so daß für Favianis der Kult des leeren Severinusgrabes anzunehmen ist, legten es zwingend nahe, die vom Wiener Altertumsforscher Friedrich Kenner 1880 vertretene Hypothese, daß Favianis nicht mit Heiligenstadt, sondern mit Mautern gleichzusetzen sei, einer sorgfältigen Überprüfung zu unterziehen, wenngleich diese letztere Kombination von der jüngeren Fachwelt längst zu einem „Dogma“ erhoben worden war.

Als der bekannte Wiener Soziologe und Historiker Dr. Ernst Karl Winter in New York, wohin er als entschiedener Gegner des Nationalsozialismus und profilierter Österreicher 1938 emigriert war, die Nachricht von der aufsehenerregenden Entdeckung in Heiligenstadt erhielt, kam er nach Wien zurück, um in Vorträgen und Veröffentlichungen in Zeitschriften und Mit-

teilungsblättern sein durch viele Jahre erarbeitetes Quellen- und textkritisches Material zum Severinsproblem vorzulegen, das eine Revision der Kennerschen Hypothese geradezu forderte. Da er jedoch mit seiner Problemstellung bei den „*beati possidentes*“ auf keinerlei Verständnis stieß, entschloß er sich, trotz der enormen Schwierigkeiten, die ihm von gewissen Seiten gemacht wurden, seine Forschungsergebnisse zu publizieren. Dabei ging es ihm, wie er in dem vorliegenden, großangelegten Werk mehrmals ausdrücklich betont, keineswegs darum, dem „Favianis-Mautern-Dogma“ ein „Favianis-Heiligenstadt-Dogma“ in sturer Eigenwilligkeit und aus purer Lust am Gelehrtenstreit entgegenzusetzen. Die Publikation verfolgt vielmehr den Zweck, die Fachhistoriker auf völlig neue Gesichtspunkte der Severinsforschung hinzuweisen: Die historische Wahrheit bedürfe zu ihrer Auffindung und Festigung einer stets neuen, den Fortschritten der modernen Quellen- und Textkritik entsprechenden Revision. Dieser dringende Appell, doch nicht immer wieder veraltete Lehrmeinungen abzuschreiben, sondern sich unter Zuhilfenahme letzter Erkenntnisse um eine echte Wahrheitsfindung zu bemühen, charakterisiert weithin das Werk Winters.

Der erste Band wird als eine Frucht der „Arbeitsgemeinschaft St. Severin in der Pfarre Heiligenstadt“ bezeichnet. Er gliedert sich in drei Teile. Im ersten, archäologischen Teil schildert Pfarrer Kramert, wie es zu den Ausgrabungen in der Jakobskirche kam und welche Stellungnahme von den herbeigerufenen Fachgelehrten an Ort und Stelle abgegeben wurde. Wenn in diesem „Grabungstagebuch“ Namen aufscheinen, die nicht der Fachwelt angehören, so ist dies keineswegs als Mangel zu werten, sondern zeugt eher für die Genauigkeit der Eintragungen. Eindrucksvoll ist der Hinweis des Verfassers Klemens Kramert, daß ihn bei der zufälligen Auffindung des Grabes und bei der wissenschaftlichen Auswertung dieses Fundes niemals der Gedanke gelehrt hätte, in Heiligenstadt einen Severinskult einzuführen bzw. zu fördern; vielmehr hätte er beschlossen gehabt, den an dieser Pfarre seit langem bestehenden Kult allmählich abzubauen. Auch jetzt, wo viele Gründe für die Möglichkeit des provisorischen Severinsgrabes sprechen, leite ihn die Absicht, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen.

Dem archäologischen Teil mit dem Grabungsbericht von Kramert folgt als zweiter Teil des ersten Bandes der lateinische Text der „*Vita Severini*“ des Eugippius in der Ausgabe von Theodor Mommsen, außerdem eine deutsche Übersetzung sowie ein ausführlicher Kommentar und Index. Die Übersetzung gibt die Gedankenführung der „*Vita*“ in gut lesbarer Form wieder, ohne daß dabei den Worten Gewalt angetan wird. Die Satzkonstruktion des Originals ist daher oft aufgelöst und untergeteilt.

Im dritten Teil wird ein überaus anschauliches Gesamtbild des „Heiligen zwischen Ost und West“ entworfen. Zunächst erörtert E. K. Winter, der für diesen Teil allein als Verfasser zeichnet, die Geschichtsquellen für das Leben Severins in ihren literarischen, archäologischen und legendären Elementen, dann wird der Mensch Severin in seiner religiösen und politischen Substanz gezeichnet. Schließlich werden wir in das Land geführt, das diesen Menschen geheimnisvoll anzog und das er liebte, das ihn zu einer säkularen Erscheinung formte und ihn schließlich doch verlor.

Die wissenschaftliche Begründung für die in diesem dritten Teil vertretenen Thesen bringt dann der großangelegte zweite Band des Werkes mit dem Titel „Studien zum Severinsproblem“. In zwölf Abschnitten setzt hier Winter den Fachhistorikern ein unerhört reiches wissenschaftliches Material vor, das bisher noch nicht gesehen und beachtet wurde und deshalb eine Neuorientierung bei der Behandlung des ganzen Fragenkomplexes fordert.

Winter setzt sich im ersten Abschnitt mit der Textkritik der Eugippius-Handschriften, die er in vier Klassen einteilt, auseinander und weist auf die Notwendigkeit hin, mit Textmanipulationen zu rechnen, zumal die „*Vita*“ in der Rivalität zwischen Salzburg und Passau — man denke nur an die Pilgrimschen Fälschungen — als Beleg zweifellos herangezogen wurde. Für Winters spekulative Geschichtsbetrachtung typisch ist der zweite Abschnitt, in dem er die Frage nach der Echtheit der Tacitänschen Autorschaft der „*Germania*“ aufwirft (Handschriften existieren erst seit der Renaissance) und die Möglichkeit in Erwägung zieht, daß die nationale Ideologie der Humanistenzeit der Realität des katholischen Genius Severin auf römischem Boden einen Mythos der germanischen Rasse entgegenstellt, wie man ja tatsächlich die Bedeutung Severins aus nationalen Gründen immer wieder abzuschwächen versuchte. Beide Schriften, die „*Germania*“ des Tacitus und die „*Vita Severini*“ des Eugippius, bestehen „zufällig“ aus 46 Kapiteln. Nach diesen hochinteressanten textkritischen Untersuchungen geht der Verfasser im dritten Abschnitt auf den historischen Severin ein, behandelt dessen Herkunft, die möglichen Aufenthalte und die Zeitgenossen, um dann in einer sehr übersichtlichen und genauen Zeittafel, die von 375 bis 612 reicht, die Abfolge der Ereignisse während der Völkerwanderungsepoche zu geben.

Der vierte Abschnitt ist der heftig diskutierten Streitfrage gewidmet: „Wo lag Favianis?“ Hier staunt man über die Versiertheit des Forschers in allen einschlägigen Fragen. Alle Einwände der Gegenseite werden der Reihe nach „zerlegt“, so daß man schließlich Winter recht geben muß, wenn er schreibt: „Keiner der für Mautern angeführten Gründe ist stichhältig. Man wundert sich im Grunde heute, wie fadenscheinig sie sein durften, um doch allgemein Anklang zu finden. Die Hypothese Favianis-Mautern war ein Fehlweg der Geschichtswissenschaft in Österreich. Keine Ergänzung der Epigonen hat ihn in die Hauptstraße zurückgeführt. Man kann diese Sackgasse nur vollkommen aufgeben, um sich mit Zivilcourage durch das freie Gelände zu dem Punkt durchzuschlagen, wo eine weitaus fruchtbarere Grundauffassung, die Beziehung von Favianis zum Wiener Raum, . . . seinerzeit leichtfertig preisgegeben worden ist.“ Der fünfte Abschnitt befaßt sich mit den mystischen Phänomenen im Leben Severins. Wenn der Verfasser auch versucht, verschiedene Wunderberichte der „Vita“ aus ihren strukturellen Voraussetzungen „natürlich“ zu erklären, so spricht er keineswegs dem Rationalismus das Wort, sondern verweist als überzeugter Katholik immer wieder darauf, daß elementare Daseinsäußerungen einer „übernatürlichen“ Ordnung zum „exemplarischen Typus“ des Heiligen gehören. Im Zusammenhang mit diesem Abschnitt werden die vier Translationes des heiligen Severin und schließlich sein Kult ausführlich behandelt. Die folgenden Abschnitte 6 bis 12 spannen einen weiten Bogen von der „Ecclesia Favianensis“ Pilgrims über die babenbergische Severinstradition, den Severinskult in Sievering und Heiligenstadt, wobei ein eigenes Kapitel den barocken Historiographen gewidmet ist, bis zum ökumenischen Severin am Hudson.

Den Abschluß des Werkes bildet ein „Nachwort“, in dem der Verfasser mit allen jenen „Wissenschaftlern“ abrechnet, die jede andere Meinung, mag sie noch so exakt nach neuesten Forschungen erstellt sein, prinzipiell ablehnen und damit den Grundsatz der freien Forschung verleugnen. Winters bittere Erfahrungen bei österreichischen Historikern rechtfertigen die leidenschaftliche Anklage gegen die „Hybris des Spezialistentums“ und die „Diktatur der Fachleute“, die sich untereinander eine „Infallibilität“ zubilligen, die jede notwendige Korrektur einer „herrschenden Lehrmeinung“ von vornherein unmöglich macht. Nicht zuletzt war es dieser aufreibende Kampf, der Winters Kräfte frühzeitig verbrauchte, so daß er bei der letzten Fahrenkorrektur des erschütternden Nachwortes am 4. Februar 1959 einem Gehirnschlag erlag.

Die überragende Leistung E. K. Winters auf dem Gebiet der Severinsforschung kann nicht mehr länger verschwiegen oder weggeleugnet werden. Jeder österreichische Historiker muß dieses bisher umfassendste und mit unübertrefflicher Fachkenntnis geschriebene Werk über Severin und seine Zeit kennen und zitieren. Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß auch für den Seelsorger das Studium und die Lektüre dieses Werkes einen reichen Gewinn bedeutet. Die Zusammenfassung des Themas „Der Heilige zwischen Ost und West“ im zweiten Band, Seite 375–385, bietet vor allem dem Prediger im kirchlichen Raum oder dem Vortragenden im Bildungswerk eine Fülle von wissenschaftlich fundierten Gedanken und Formulierungen, durch deren lebensnahe Auswertung der große Patron und Apostel Österreichs der Vergessenheit entrissen und dem Volke wieder zurückgegeben werden kann.

Linz a. d. D.

Dr. Eberhard Marckhgott

Zwischen Spätmittelalter und Reformationszeit. Der steirische Pfarrer Dr. Jakob Radkersburger, Hofkaplan Kaiser Maximilians I. (1479–1540). Von Karl Eder. (94.) Mit 5 Bildtafeln. Innsbruck 1960, Universitätsverlag Wagner. Kart. S 84.—, geb. S 98.—.

Der am 1. Mai 1961 verstorbene Verfasser, der in Oberösterreich auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte Vorzügliches geleistet hat, ist auch in der Steiermark diesem Forschungsgebiete treu geblieben. Dies beweist unter anderem vorliegende Schrift. Eder geht aus von dem schönen, künstlerisch wertvollen Grabstein Radkersburgers in der Kirche zu Straßgang bei Graz („Programmstein“). Er führt uns im engen Zusammenhang mit der Zeitgeschichte Leben und Wirken dieses hochgebildeten Priesters, der auch Hofkaplan Kaiser Maximilians I. und König Ferdinands war, als Pfarrer von Straßgang, Trofaiach und Pettau in der Steiermark vor Augen. Sein Wirken (1499–1540) fällt zum größten Teil in die sturm bewegte Zeit der Reformation. „Seine kirchliche Einstellung trägt vor und nach der Reformation alle Merkmale eindeutig katholischer Gesinnung“, betont der Autor (S. 79). Auch zu größeren Aufgaben wird Radkersburger herangezogen. Im Jahre 1528 wird er Kommissär bei der Visitation im Lande unter der Enns. 1530 ist er Pönitential-Kommissär für die Wiedertäufer in der Steiermark. In beiden Fällen bewährt er sich als tüchtiger Theologe und Jurist. Radkersburger war ein formalrechtlich denkender Mensch. Darum hat er in jüngeren Jahren mehrmals Prozesse wegen der ihm zustehenden Abgaben und des Pfründenvermögens geführt. Er schied am 4. Aug. 1540 in Straßgang aus dem Leben mit einem Gefühle tiefer Resignation über den Abfall von der alten